

Edgar Forster  
Friederike Kuster  
Barbara Rendtorff  
Sarah Speck

# Geschlecht-er denken

Theoretische Erkundungen



Verlag Barbara Budrich

Schriftenreihe der Sektion Frauen- und  
Geschlechterforschung in  
der Deutschen Gesellschaft für  
Erziehungswissenschaft (DGfE)

*Band 7*

Edgar Forster  
Friederike Kuster  
Barbara Rendtorff  
Sarah Speck (Hrsg.)

# Geschlecht-er denken

Theoretische Erkundungen

Verlag Barbara Budrich  
Opladen • Berlin • Toronto 2020

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen  
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Alle Rechte vorbehalten

© 2020 Verlag Barbara Budrich, Opladen, Berlin & Toronto

[www.budrich-verlag.de](http://www.budrich-verlag.de)

ISBN 978-3-8474-2296-9 (Paperback)

eISBN 978-3-8474-1535-0 (eBook)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Bettina Lehfeldt, Kleinmachnow – [www.lehfeldtgraphic.de](http://www.lehfeldtgraphic.de)

Typographisches Lektorat: Anja Borkam, Jena

Druck: paper & tinta, Warschau

Printed in Europe

# Inhaltsverzeichnis

|                                       |   |
|---------------------------------------|---|
| Warum wir dieses Buch schreiben ..... | 6 |
|---------------------------------------|---|

*Friederike Kuster*

|                                                                                                                            |    |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----|
| Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten <i>oder</i> Wir können das, was<br>wir unterschätzen, nicht wirksam zerlegen ..... | 14 |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----|

*Sarah Speck*

|                                                                       |    |
|-----------------------------------------------------------------------|----|
| Paradoxe Modernisierung – Warum Gleichheit zu Ungleichheit wird ..... | 54 |
|-----------------------------------------------------------------------|----|

*Edgar Forster*

|                                                                                                                            |    |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----|
| Männlichkeit und soziale Reproduktion. Zur Geschichtlichkeit der<br><i>Critical Studies on Men and Masculinities</i> ..... | 83 |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----|

*Barbara Rendtorff*

|                                                                                          |     |
|------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| Wo hat Geschlecht seinen Ort? im Kopf? im Leib? oder stößt es uns<br>von außen zu? ..... | 151 |
|------------------------------------------------------------------------------------------|-----|

|                   |     |
|-------------------|-----|
| Autor*innen ..... | 190 |
|-------------------|-----|

## Warum wir dieses Buch schreiben

„Lust auf Geschlechtertheorie“ – dieses schlichte Eingeständnis fasst zusammen, was uns zu einer gemeinsamen Tagung unter gleichnamigem Titel im Sommer 2018 und zu diesem Buch motiviert hat. Unsere Lust speist sich aus zahlreichen Quellen. Eine Quelle ist die Geschlechterforschung, in die wir involviert sind. Wir begreifen uns als Teil davon, und deswegen intervenieren wir mit unserer Kritik, machen auf Leerstellen und Schwächen aufmerksam und setzen uns mit unseren Ideen und Thesen selbst dem Einspruch aus. Wir kennen die Vorbehalte gegenüber den *Gender Studies* und dem Feminismus. Manche davon teilen wir, andere weisen wir harsch zurück. Und auch wenn wir mit vielem nicht einverstanden sind und mehr Experimentierfreude (auch uns selbst gegenüber) einfordern, so haben wir keinen Grund, an der ‚Sache‘ selbst zu zweifeln. Vielmehr würden wir uns wünschen, dass manche Erkenntnisse mehr Aufmerksamkeit und Resonanz erfahren würden. Man mag uns vielleicht mehr Nüchternheit und weniger ‚Verwickeltheit‘ nahelegen, einen distanzierteren Blick, aber Geschlechterforschung ist für uns eben nie nur ein Forschungsfeld gewesen, in dem man sein Revier absteckt, seine wissenschaftlichen Ansprüche behauptet und das persönliche Fortkommen sichert. Wir können die Forschungen nicht von unserem Ärger über herrschende Ungleichheiten zwischen Männern und Frauen abtrennen, von unserem Frust, dass offensichtliche Diskriminierungen schlicht in Abrede gestellt oder als individuelle Fehlleistungen marginalisiert werden. Und wie sollte man über die Entwicklung einer universitären Disziplin fantasieren, wenn man ständig gezwungen ist, ihr akademisches Existenzrecht zu verteidigen?

Aber Geschlechterforschung haben wir natürlich, jede\*r von uns, auch anders erfahren, zum Beispiel als unbändige Kraft von Frauen, die dafür gekämpft haben, dass die Universität auch der Ort für feministische Forschung ist, ohne den Anspruch auf politisches Engagement aufzugeben. Für Barbara Rendtorff war der Feminismus zuerst Bewegung, ein Versuch, das Leben, die Umstände und das Denken um- und neu zu gestalten. „Empörung und Erschrecken über die vielfältigen Formen der Benachteiligung von Frauen haben dann den dringenden Wunsch hervorgebracht, zu verstehen, was die Frauen in diese Lage gebracht hatte und warum all die wichtigen wortreichen politischen Autoren, deren Bücher wir lasen, diese Lage entweder nicht sahen oder nicht für bedenkenswert hielten. Wer konnte uns dabei behilflich sein, dies alles zu ergründen? Ich mochte beispielsweise die Französinen, fand sie inspirierend, weil ihre Texte oft schwer zu erschließen, ja rätselhaft waren. Das habe ich an

der frühen Luce Irigaray geliebt (und habe Lacan nur gelesen, um Irigaray zu verstehen).“ Solche Rätsel, die das Denken elektrisieren, sind selten geworden.

Für Edgar Forster war Ende der 1980er Jahre eine solche Erfahrung unbändiger Kraft, die wie ein Funke überspringt, die Lektüre von *Vagabundinnen* von Christina Thürmer-Rohr. „Gewiss waren die *feministischen Essays* nicht an Männer adressiert und trotzdem war es eines der wenigen Bücher, das mir buchstäblich die Welt, wie sie ‚wirklich‘ war und wie ich sie bis dahin nicht gesehen hatte, vor Augen hielt. Ich konnte nicht anders, als darin eine persönliche Verpflichtung zu sehen, darauf zu antworten, auch wenn ich keine Vorstellung hatte, was das heißen könnte. Jetzt, beim Wiederlesen, notiere ich einen Satz, den ich vor dreißig Jahren markiert und vergessen habe: ‚Das Wort Krise bagatellisiert und vernebelt‘ (Thürmer-Rohr 1987, S. 21). Warum findet sich dieser Satz in keiner kritischen Männlichkeitsforschung, denke ich. Könnte sie nicht von der Energie, die dieses Buch versprüht, Mut für die eigene Sache gewinnen?“

Sarah Speck hat die Beschäftigung mit Geschlechterforschung in ihrem Studium ein „soziologisches Denkvermögen“ (C. Wright Mills) nahegebracht – die Gewordenheit unserer Gesellschaft von ihren Geschlechterverhältnissen aus begreifen. „Neuere empirische Studien wie die von Tomke König über die ‚Gattinnen der Elite‘ (1999), die mich intensiv über Klasse und Geschlecht nachdenken ließen, waren hier ebenso wichtig wie kanonische Texte, etwa Simone de Beauvoirs ‚Das andere Geschlecht‘ (1951). Zur feministischen Praxis bin ich über die Theorie gekommen und die Auseinandersetzungen in feministischen Gruppen über die Notwendigkeit und Schwierigkeiten gegenwärtiger feministischer Kämpfe haben mich wieder zu theoretischen Fragen geführt. So entstand auch das Herausgeber\*innenkollektiv ‚Kitchen Politics‘, in dem wir uns zu allererst die Debatten zu Reproduktion aus den 1970er Jahren vorknöpfen. Die Texte aus dieser Zeit – so etwa ‚Counterplanning from the Kitchen‘ (1974) von Silvia Federici und Nicole Cox – bergen für mich eine Kraft, die vermutlich nur theoretischen Interventionen zu eigen ist, die in Kämpfen eingebettet sind, und sie kommen vielfach in einem rotzigen Stil daher, der Lust macht, sich sofort – praktisch – einzumischen. Ein Großteil der geschlechtertheoretischen Unterfangen ist der Kraft und den Diskussionen feministischer Bewegungen entsprungen, so wie sich umgekehrt viele Feminist\*innen erst durch die Lektüre theoretischer Texte als solche begriffen und sich in kollektive politische Prozesse einbrachten. Allerdings stellt sich bei mir gegenwärtig immer wieder auch ein Unbehagen angesichts von Überlagerungen akademischer Geschlechterforschung und feministischer Politiken ein: Die Akademisierung feministischer Debatten steht mir dabei ebenso vor Augen wie als ‚Politgruppe‘ missverstandene Universitätsseminare, und an manchen Orten hat ein Moralismus in akademische Debatten Einzug erhalten, der mir Analysen

mit ‚kühlem‘ Kopf (die dann wieder Gegenstand hitziger Debatten werden können) zu verstellen scheint.“

Für Friederike Kuster sind Feminismus und Geschlechterforschung gleichursprünglich aus dem akademischen Milieu heraus entstanden. „Die lebensweltlichen Erfahrungen einer Nachwuchswissenschaftlerin innerhalb einer ehemals sehr strikt monosexuellen akademischen Disziplin verschränkten sich – geradezu im Feuerriss zu Einsichten führend – mit der Lektüre der französischen feministischen Theoretikerinnen, allen voran auch hier Luce Irigaray mit dem in Lesekreisen minutiös ausgeloteten ‚Speculum‘. Nach Jahren des Studiums von deutschen und französischen Phänomenologen und Poststrukturalisten verschob sich das theoretische, nun aber auch biographisch vermittelte Interesse an Dekonstruktion vom Logozentrismus auf den Phallogozentrismus. Die Vermittlung eines feministischen Standpunktes mit dem Korpus und den Anforderungen der eigenen Disziplin ist schließlich zum Programm geworden. Ich staune beharrlich und immer wieder wie erhellend die Texte der philosophischen Klassiker sind für das Verständnis der Tiefenlagerungen der aktuellen Geschlechterkämpfe und -debatten. So gesehen ist es auch kaum zufällig, dass diese durchweg systematischen Texte nicht rezipiert oder lächerlich gemacht wurden, sie sind einfach zu verräterisch. Aus diesem Grunde bedauere ich es, dass die aktuelle Geschlechterforschung und die Gender-Studies – und es würde wohl komplexe Erklärungen erfordern warum – die historische Perspektive weitestgehend verloren haben.“

Gewiss ist Geschlechterforschung für uns, wie diese unterschiedlichen Perspektiven deutlich machen, auch ein wissenschaftliches Feld, aber zuvor ist sie schlicht ein Ereignis – ein biografisches, professionelles Ereignis, etwas, das sich in uns realisiert. Dieses ‚Etwas‘ sind feministische Bewegungen, die in jeder Generation neu erfunden werden und die Tradition der Kämpfe von Frauen weitertragen. Das sind die großen und kleinen Kämpfe von LGBTIQ\* Bewegungen und der oft unsichtbaren alltäglichen Praktiken ihrer *allies*. Dieses ‚Etwas‘ sind Lesekreise an der Universität und außerhalb, Seminare, (hitze) Diskussionen und Lektüren; schließlich der Versuch an eigenen Texten. Und natürlich sind es ganz persönliche, intime Erfahrungen. All dies zusammen verwebt sich zu einem Knäuel, deren Fäden sich nicht mehr lösen lassen, aber wir sind uns gewiss, dass dieses Ereignis uns verändert hat und weiter verändern wird. Das Ereignis Geschlechterforschung hat, neben vielem anderen, aus uns etwas gemacht, was man mit einem Wort eine Lebensweise nennen könnte.

Deswegen nehmen wir Geschlechterforschung persönlich. Wir sind rascher als sonst ungnädig und streitlustig, aber auch euphorisch und beglückt. Vor allem aber begreifen wir ein Ereignis als Bereitschaft zu intervenieren, auch



gegen uns selbst. Wo macht sich Lethargie oder auch eine gewisse Bequemlichkeit breit? Wo ersetzt die Referenz auf anerkannte Autor\*innen und Theorien das Argument? Und müssten wir nicht hellhöriger sein, wenn die Interpretation von Texten die kritische Analyse von Gesellschaft ersetzt? Und wenn theoretisch ambitionierte Ansätze in empirischen Untersuchungen beiseitegeschoben werden? Um nicht missverstanden zu werden, uns geht es nicht um die Fortschreibung alter wissenschaftlicher Bruchlinien. Wir bringen nicht Sozial- gegen Kulturwissenschaften in Stellung oder empirische Forschung gegen theoretische Analysen. Lethargie heißt für uns, nicht konsequent genug zu sein: erstens, der eigenen Wahrnehmungsfähigkeit zu misstrauen, eigenen Fragen auszuweichen und Probleme so zu stellen, wie wir sie kennen; und damit zweitens, der eigenen Sprache und dem eigenen Stil nicht zu trauen. Konsequent zu sein in der eigenen Sache, würde bedeuten, sich nicht im Schatten von Autoritäten aufzuhalten, sondern sich ‚auszusetzen‘, ‚ich‘ zu sagen, unabhängig davon, ob man im Schreiben dieses Personalpronomen verwendet oder nicht. Es mag sein, dass man zu nichts anderem als zu einem Stammeln in der Lage wäre – und wer kennt diese Erfahrung nicht. Aber ist Stammeln, ein ständiges Stolpern über die geschliffene und eingefrorene Sprache der disziplinären oder wissenschaftlichen Autorität, nicht die Erfahrung vieler Feministinnen der ersten Stunde an den Universitäten? Nicht konsequent genug zu sein, könnte drittens heißen: Zeitgemäß sein zu wollen; oder praktisch: Zitieren was ‚alle Welt‘ zitiert. Gefahr lauert, wenn theoretische Moden die Frage danach ersetzen, welche Probleme sich heute auf welche Weise stellen.

Was heißt für uns zeitgemäß sein und mit einer eigenen Sprache sprechen? Beides berührt für uns Fragen der Geschichtlichkeit der Geschlechterforschung, die immer mehr als nur eine Wissens- und Wissenschaftsgeschichte war: Auf welche Traditionen wollen wir uns stützen? Welche Geschichte fort-schreiben? Welches kollektive Gedächtnis stärken? An welche Kämpfe erinnern? Spätestens an diesem Punkt wird unser ‚wir‘ brüchig – allerdings würden wir konzedieren, dass es von Anfang an ein ‚Vieles‘ war. Können sich Männerforscher auf feministische Traditionen in gleicher Weise beziehen wie Feministinnen? Sollte Männerforschung lieber ihre eigene Tradition begründen? Keineswegs, glauben wir, sondern sie könnten stattdessen den Abstand ‚bemessen‘, der ihre Forschungen von feministischen Projekten trennt. Und ohne den Feminismus zu vereinnahmen, können Männer von ihm lernen.

Und lesen junge Wissenschaftlerinnen heute in den frühen feministischen Texten dasselbe wie Feministinnen der ‚ersten Stunde‘? Sollen sich jene an dem Gewicht, auch dem Ballast der Traditionen abarbeiten oder sollten sie lieber ganz neu ansetzen? Auch da glauben wir: Im feministischen Erbe ist Vieles, woran sich zu erinnern und was sich weiterzuführen lohnt, auch wenn der ‚Abstand‘ dazu in anderen Hinsichten wächst.

‚Wir‘ sind viele: Wir gehören unterschiedlichen Generationen an, sind in unterschiedlichen Regionen groß geworden und das heißt, unsere politischen Erfahrungen sind nicht die gleichen und auch nicht unsere akademische Sozialisation. Und wenn wir die gleichen Theorien studiert haben, so doch auf verschiedene Weise. Und so treten unterschiedliche Theorietraditionen in den Vordergrund und auch die Zuordnung zu Disziplinen ist nicht bei allen von uns gleich ausgeprägt. All das hat unsere Denk- und Schreibweisen geprägt. Und was ist das Verbindende im ‚Wir‘? Geschlecht-er denken als Lebensweise. Oder einfach nur die Lust, voranzukommen, etwas, das nur gemeinsam gut geht. Voranzukommen könnte heißen: Wie wir Geschlecht-er auf eine Weise er-denken können, dass davon eine Kraft zu Veränderungen ausgeht. In welcher Hinsicht kommen wir mit Intersektionalität voran und was geht verloren? Und wie müssten wir Intersektionalität aufnehmen, um in welcher Hinsicht voranzukommen? Etwas altmodisch könnten wir sagen: Theorie und Praxis gehören zusammen. Wir wollen keine Praxis ohne ihre theoretische Reflexion, und wir wollen nicht darauf verzichten, dass Utopien Reflexionen anleiten, auch wenn wir vermutlich kaum eine Übereinstimmung darüber erzielen würden, was wir meinen, wenn wir eine ‚andere Welt‘ imaginieren. Und umgekehrt können wir uns nicht vorstellen, dass wir Theorien um ihrer selbst willen studieren, auch dann nicht, wenn wir viel Zeit mit dem Studium von Theorien verbringen. Und welche Öffnungen dürfen wir von postkolonialen Theorien erwarten? Hier zeigt sich besonders deutlich, was zeitgemäß bedeuten könnte und was es heißt voranzukommen. Mit welchem Blick können wir *A Feminist Manifesto in Fifteen Suggestions* von Chimamanda Ngozi Adichie (2017) lesen? Oder *Borderlands/La Frontera* von Gloria Anzaldúa (1987)? Oder Geschichten der Nishnaabeg von Leanne Simpson (2011), versammelt im Buch *Dancing on Our Turtle's Back*? Welche Probleme stellen sich für uns nach diesen Lektüren anders? Sollten wir nicht unsere eigenen Interessen und Lektüren immer auch zum Gegenstand unseres Denkens machen. Das mag unbequem sein, vielleicht auch zeitraubend. Was könnte der ‚Ertrag‘ eines Textes sein, der uns fremd bliebe und von dem wir trotzdem angezogen sind, aber die Fremdheit verschwindet nicht, und wir könnten über nichts anderes nachdenken, als über den Umstand, von einem fremden Text nicht lassen zu wollen. Vielleicht ist es nur die Lust, dem immer schon Bekannten zu entgehen, weil man sonst stumpf wird für die Zwischentöne und leisen Stimmen. Vorankommen wäre dann etwas Paradoxes: aufgehalten zu werden durch einen Widerstand, den man sucht, ohne genau zu wissen, was er mit einem macht. Deswegen sind manche Bücher wichtig, aber sie sind in keiner Bibliografie zu finden.

All das sind einige Hinweise, woran wir denken, wenn wir sagen: Lust auf Geschlechtertheorie. Unsere Texte in diesem Band sind, neben anderem, auch

Dokumente dieser Lust, und was wir uns wünschen, ist, dass diese Lust ansteckend ist, so wie wir uns in unseren Texten von Ideen, theoretischen Zuspitzungen und überraschenden Wendungen haben anstecken lassen. Wir haben nie den Wunsch gehegt, Übereinstimmungen zwischen den Texten herzustellen, einen Austausch zu suchen, um uns gegenseitig etwas zu bändigen. Wenn wir etwas Gemeinsames wollten und uns dazu ermutigt haben, dann dies, dass wir uns unseren eigenen Gewissheiten entgegenstellen, nicht bequem darin werden, unsere Gedanken voranzutreiben und der Kritik auszusetzen.

Die vier Texte verfolgen entsprechend je für sich unterschiedliche Anliegen. Der gemeinsamen Tagung ging unter anderem die Frage voraus, ob es in angrenzenden Disziplinen Theorieansätze gibt, die für die Geschlechterforschung aufgenommen und produktiv gemacht werden könnten. Hier setzt der Beitrag von Sarah Speck an mit einer Verbindung zum sozialtheoretischen Ansatz der „normativen Paradoxien“, wie er derzeit im Kontext des Frankfurter Instituts für Sozialforschung prominent diskutiert wird. Ausgehend von der Beobachtung gegenläufiger Entwicklungen in den Geschlechterbeziehungen dreht ihr Text die Frage, warum geschlechterdifferenzierende Handlungsmuster selbst bei sich als ‚modern‘ verstehenden Akteuren *trotz* verankerter Gleichheitsvorstellungen unverändert auftreten, gewissermaßen um. Der Text vertritt die These, dass in vielen Handlungszusammenhängen die normative Orientierung *selbst* sich in ihr Gegenteil verkehrt, anders gesagt: dass die Durchsetzung der Gleichheitsnorm selbst Teil der Erklärung der fortbestehenden Ungleichheit sei.

Mit Fug und Recht können wir heute sagen, dass die Männerforschung erwachsen geworden ist – mit einer kleinen, aber gut vernetzten globalen *scientific community*. Meistens wählen ihre Vertreter\*innen Namen wie kritische Männlichkeitsforschung oder die etwas kompliziertere englische Version „Critical Studies on Men and Masculinities“, um die Traditionen ihres Denkens, ihres wissenschaftlichen und politischen Selbstverständnisses zu verorten. Was ist im Prozess der akademischen Institutionalisierung aus *Men's Studies* geworden und was hätte aus ihnen werden sollen? Um die Geschichtlichkeit ihrer Wissensproduktion soll es im zweiten Text gehen: Männlichkeitsforschung gibt es ohne feministische Kämpfe nicht, aber wie geht sie mit diesem Erbe um? Waren *Gender Studies* nicht *auch* befreiend, weil man Forschungen über Männlichkeiten als ein von politischen Ansprüchen gereinigtes epistemisches Unternehmen lancieren konnte und hatte sie im deutschsprachigen Raum ihren Aufschwung nicht in der Zeit erlebt, als *Gender Trouble* und *Cultural Studies* allgegenwärtig waren? Alles wurde zu einer Frage von Identität, und bis heute kann man mit Begriffen wie „hegemoniale Männlichkeit“ oder „männliche Identität“ oder „Krise der Männlichkeit“ nicht fehlgehen. Sie funk-

tionieren immer ‚irgendwie‘. Aber haftet an ihnen nicht eine Art von theoretischer Kraftlosigkeit? Das mag daher rühren, dass mit den Jahren kaum neue Begriffe geschaffen wurden, mit denen sie sich verbinden konnten. Aber unversehens, wenn man nicht gegen sich selbst denkt, sind Begriffe überholt. Man traut ihnen nicht mehr zu, dass man mit ihnen drängende gesellschaftliche Probleme besser versteht. Schlussendlich wird die Männerforschung in ihrem eigenen theoretischen Kokon eingeschlossen sein, unfähig, die gesellschaftlichen Erosionen wahrzunehmen. Wir sind davon überzeugt, dass die Kritik ihrer Geschichtlichkeit ein wirksames Gegengift ist. Vergessene Zusammenhänge und nicht eingelöste Versprechen bilden für Männerforscher\*innen eine Quelle, um neue Begriffe zu schaffen und ihre Register zu wechseln. Dazu soll der Beitrag von Edgar Forster anstiften.

Eine dritte Überlegung bestand darin, vergessene und aus dem Blick geratene Theorieansätze wieder aufzunehmen – das versucht Barbara Rendtorff durch das Aufgreifen und ein erneutes Fruchtbarmachen psychoanalytischer bzw. von psychoanalytischen Theorieaspekten inspirierter Denk- und Theorieansätze. Angesichts des aktuell dominierenden Blicks auf Geschlecht als einem Ensemble von Zuschreibungen und gesellschaftlichen Positionierungen, das den Subjekten gewissermaßen von außen zugefügt wird, unternimmt der Text eine Wieder-Zuwendung zu der Dimension des Körperlich-Leiblichen und des Sexuellen, und kommt auf diesem Wege zu einer veränderten Auffassung des Begriffs ‚Differenz‘ – und zuletzt zur Beschäftigung mit der Frage, welchen Gewinn es gebracht hat, sich in der ‚Gender‘-Debatte so stark und ausschließlich auf Machbarkeit und Gemachtheit zu konzentrieren, oder: welchen Verlust.

Fundiert werden diese recht unterschiedlich fokussierten Perspektiven durch den Beitrag von Friederike Kuster. Ihre Frage zielt darauf wie sich Geschlechtertheorie momentan darstellt und wie sie die aktuellen gesellschaftlichen Veränderungen zu erfassen vermag. Angesichts der Insistenz der Folgen einer (schambesetzten) Geschichte weiblicher Verfügbar- und Dienstbarkeit, die sich symptomhaft in weltweit medial verhandelten Skandalen geltend macht, plädiert der Text für eine neuerliche Vergegenwärtigung des Geschlechterverhältnisses als eines Herrschaftsverhältnisses, das im alten Geschlechtervertrag instituiert war und stellt zugleich die Frage nach den Umrissen einer post-patriarchalen Geschlechterordnung. Nicht zufällig ist es die Dimension der Reproduktion, die hier die entscheidende Rolle spielt: Einmal als der Bereich der fürsorglichen Arbeit, der in einen modifizierten Begriff des Politischen zu integrieren wäre, zum anderen als nicht zuletzt durch Technologien veränderte Sphäre von Familie und Verwandtschaft. Könnte es sein, dass der Feminismus – wie Gayle Rubin bereits 1979 schreibt – „must call for a revolution in kinship“? und könnte möglicherweise die Pluralisierung der

Geschlechtsidentitäten mitsamt der Transformation traditioneller Familienarrangements hier tatsächlich revolutionär wirken? Und was bedeutet das schließlich für die theoretischen Konzeptualisierungen von Geschlecht und Generation?

Für wen schreiben wir? Wir hoffen für jene, die sich von der Lust auf Geschlechtertheorie anstecken lassen wollen; wir denken hier an Studierende und Kolleg\*innen ebenso wie an umtriebige Feminist\*innen und *allies* und natürlich auch an die Gesprächspartner\*innen der vergangenen Tagung in Paderborn. Die Texte sind keine Zusammenfassung der Erträge und keine späten Einwürfe auf damalige Diskussionen. An Stelle dessen nehmen wir den Faden wieder auf mit neuen Fragen und Problemen, die sich heute anders stellen. Wir beanspruchen nicht mehr als singuläre Interventionen in deutschsprachige Debatten. Weder wollen wir in eine Theorie oder ein Thema einführen noch einen Überblick geben. Lieber stecken wir die Köpfe mitten hinein, wo wir stehen und nehmen Bezug auf unsere vielfältigen Zugehörigkeiten und Vorlieben.

Für diese Freiheit, unseren Wünschen nicht nachzugeben, danken wir den Tagungsteilnehmer\*innen und zuvorderst den Mitarbeiterinnen des Zentrums für Geschlechterstudien/Gender Studies der Universität Paderborn, die nicht nur diese Tagung, sondern in den letzten Jahren viele produktive und anregende Veranstaltungen angeboten und auf gastfreundliche Weise gestaltet haben.

## Literatur

- Adichie, Chimamanda Ngozi (2017): *Dear Ijeawele. A feminist manifesto in fifteen suggestions*. London: 4<sup>th</sup> Estate.
- Anzaldúa, Gloria (1987): *Borderlands / La Frontera. The new mestiza*. San Francisco: Aunt Lute.
- Beauvoir, Simone de (1951): *Das andere Geschlecht. Sitten und Sexus der Frau*. Reinbek: Rowohlt.
- Böhnisch, Tomke (1999): *Die Gattinnen der Elite*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Cox, Nicole/Federici, Silvia (2012): *Counterplanning from the Kitchen*. In: *kitchen politics* (Hg.): *Aufstand aus der Küche. Reproduktionsarbeit im Kapitalismus und die unvollendete feministische Revolution*. Münster: edition assemblage.
- Irigaray, Luce (1979): *Das Geschlecht, das nicht eins ist*. Berlin: Merve.
- Simpson, Leanne Betasamosake (2011): *Dancing on our turtle's back. Stories of Nishnaabeg re-creation, resurgence and a new emergence*. Winnipeg: ARP.
- Thürmer-Rohr, Christina (1987): *Vagabundinnen. Feministische Essays*. Berlin: Orlanda.

# Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten *oder* Wir können das, was wir unterschätzen, nicht wirksam zerlegen<sup>1</sup>

Friederike Kuster

## Teil 1

|                                                 |       |
|-------------------------------------------------|-------|
| I. Der vergessene Eisberg .....                 | S. 14 |
| II. Dienstbarkeiten .....                       | S. 19 |
| III. Geschlechtervertrag und Frauentausch ..... | S. 23 |
| IV. Die fürsorgliche Polis .....                | S. 26 |
| <i>Exkurs: Mit Arendt gegen Arendt</i> .....    | S. 30 |

## Teil 2

|                                                            |       |
|------------------------------------------------------------|-------|
| V. Eine Revolution in der Ordnung der Verwandtschaft ..... | S. 34 |
| VI. Ödipus revisited .....                                 | S. 40 |

## Teil 1

„Das Weib liegt unten, es wird seit langem dazu abgerichtet. Ist immer greifbar, immer gebrauchsfähig, ist die Schwächere und ans Haus gefesselt. Dienen und der Zwang zu gefallen sind im weiblichen Leben verwandt, denn das Gefallen macht gleichfalls dienstbar.“ (Bloch 1985: 687)

### *I. Der vergessene Eisberg*

Die Genderforschung hat die historische Perspektive verloren. Hier ist Claudia Opitz (2008) zuzustimmen, die schon vor einiger Zeit geäußert hat, dass neben dem *cultural turn* in der Geschlechterforschung, der zu einer Vermehrung der Kategorien geführt hat, der *linguistic turn* eine gewisse Geschichtsvergessenheit befördert. Eine allgemeine Marginalisierung des historischen Sinns, der die Gegenwart als die stete Verflechtung von Rückgriffen und Ausgriffen versteht, kann freilich dem Zeitgeist geschuldet sein. In einer als unveränderlich,

---

1 Die Überschrift verknüpft Freud (1914/1975: 205) mit Rubin (1975: 198): „We cannot dismantle something that we underestimate or do not understand.“

als alternativlos ausgerufenen Gegenwart, die mit sich selbst nur noch Zielvereinbarungen von äußerst pragmatischer Reichweite abschließt, mag das historische Bewusstsein generell in einer Krise sein.

Der Verlust der historischen Perspektive in der Genderforschung betrifft aber auch den Umgang mit ihrer eigenen, freilich noch jungen Geschichte und innertheoretischen Historizität, die – das wäre jetzt hier die These – nicht aufmerksam genug eingeholt oder aber wiederholt wird. Das mag nicht zuletzt auf die spezifische Schwierigkeit von Frauen in einer patriarchalen Gesellschaft hindeuten, weibliche Genealogien und Traditionen zu begründen und aufrechtzuerhalten. Für die männliche Wissenschaftsarbeit ist die Einschreibung in Theorietraditionen wesentlich, ebenso wie die ausweisbare akademische Filiation für den Nachwuchswissenschaftler unabdingbar ist. Im Gegensatz zu dieser gut etablierten Sitte der patrilinearen Fortschreibung von Forschungsfragen und -richtungen agieren die Frauen mit Bezug auf eine weibliche Genealogie in der Theoriebildung eher im Muster des Entweder-oder, d.h.: entweder sie, die Mütter, oder ich, und sie neigen als Töchter tendenziell zu einem Gestus der Verwerfung bzw. zur Selbstbehauptung.

Wie es auch sei: Die Gender Studies haben die Frauen- und Geschlechterforschung hinter sich gelassen und präsentieren sich in einem präsentischen Modus. In der gegenwärtigen Geschlechterrealität ist jede und jeder in seinem/ihrer mehr oder minder selbstadskribierten Geschlecht dahingehend gleich, sofern es als ein Resultat vielgestaltiger sozialer Praxen und Materialisierungen verstanden wird. Die Geschlechtsidentität entpuppt sich ferner als der Modularisierung fähig: Die Modulkomponenten von *sex*, *gender* und *desire* werden frei kombinierbar, denn Körpergeschlecht, soziales Geschlecht und sexuelles Begehren sind entkoppelt und *idealiter* dem Individuum frei verfügbar. So vollzieht sich auch im Feld des Geschlechtlichen eine Flexibilisierung.

1978 stellen Silvia Bovenschen und Marianne Schuller im Rahmen eines langen kritischen Gesprächs mit Herbert Marcuse fest: „Jetzt wo die Frauen sich wehren, aufbegehren, sich separieren, wird allenthalben die Überwindung der Geschlechterschranken gepriesen.“ (Habermas/Bovenschen u.a. 1978: 74) Damals wollte man bzw. wollte vor allem Marcuse diese Überwindung in der Verwirklichung einer allgemeinen Androgynität sehen, wogegen sich die beiden Frauen wehrten. 40 Jahre später, so scheint es, knüpft sich die Hoffnung, Geschlechterschranken sprengen zu können, an die Phänomene von geschlechtlicher Diversifizierung und Pluralisierung.<sup>2</sup>

---

2 Ähnlich gelagert fragt auch Joan Copjec (2015), inwiefern viele Geschlechter so viel besser sind als zwei und ob Gender nicht letztlich das Sexuelle zum Verschwinden bringen soll.

Die Frauen- und Geschlechterforschung hatte sich ehemals darauf konzentriert, die Unterdrückung und Ungleichbehandlung von Frauen in einer patriarchalen bzw. neopatriarchalen Gesellschaft aufzuzeigen und zu analysieren (zum Patriarchatsbegriff Gerhard 2019; Lenz 2018). Die Genderforschung nimmt hingegen die Mechanismen, mittels derer die diversen Geschlechter und ihre Identitäten als solche produziert werden, in den Blick. Nicht mehr die Herrschaft von Männern über Frauen steht im Zentrum, sondern die gesellschaftliche Herstellung von Männern und Frauen durch normierende Diskurse und Praktiken. Und da ein jedes *gender*, so betrachtet, auf jeden Fall ein Konstrukt ist, sind die Geschlechter hinsichtlich ihres Fabrikationscharakters, ihrer Konventionalität und Gemachtheit gleich. An diese formale Gleichheit muss sich dann noch die Gleichberechtigung in den gesellschaftlichen Verwirklichungschancen anschließen, was durchzusetzen Aufgabe der Gleichstellungs- und Antidiskriminierungspolitik ist, deren Relevanz und Unverzichtbarkeit hier gar nicht in Abrede gestellt werden soll. Vielmehr geht es darum, den Blick auf Perspektiven zurück zu lenken, die der Frauen- und Geschlechterforschung präsepter waren, als sie es der Genderforschung sind.

Das Geschlechterverhältnis in erster Linie als ein Verhältnis der Herrschaft und der Unterwerfung zu begreifen, geht auch über die aktuelle Problematisierung von Sexismus hinaus. Der Begriff Sexismus akzentuiert Fragen der Diskriminierung nach Geschlecht und Formen sexualisierter Gewalt. Sexismus ist ebenso wie Rassismus als eine tendenziell irrationale, unaufgeklärte oder ressentimentgespeiste feindselige Haltung primär ein akteursbezogenes Konzept und psychologisiert das, was ein gesellschaftliches Herrschaftsverhältnis ist und damit gerade camouffiert wird.

Durch Freud kennen wir die Figur der Wiederkehr des Verdrängten in der Symptombildung. Als eine Wiederkehr dieser Art kann man alle die Ereignisse seit dem Jahr 2017 bezeichnen, die unter dem Rubrum *#metoo* viral geworden sind. *#Metoo* steht nicht zuletzt für ein großes Erschrecken und die blanke Verwunderung darüber, wie in einer Welt des Gender-Mainstreamings, der allorts exekutierten Gleichstellungspläne, in einer Welt der Ministerinnen, der weiblichen Abgeordneten und TV-Kommissarinnen, einer Realität des Zwei-Verdiener-Modells und der akademisch etablierten Gender Studies, kurzum: wie angesichts dieser gesellschaftlichen Normalitäten atavistische Formen des Verhältnisses von Mann zu Frau, Formen von männlicher Dominanz, von sexualisierter Übergriffigkeit und Gewalt, von Machtmissbrauch und Unterwürfigkeit, von Demütigung, Schweigen und Beschämung gleichsam wie das Untier aus der Tiefe hochtauchen konnten.

Ganz offensichtlich ist hier etwas unterschätzt worden, und zwar auf individueller, gesellschaftlicher und auf theoretischer Ebene, und nicht zuletzt deshalb sollte man das Symptom *#metoo* ernst nehmen. Mit Freud kann eine



Symptombildung als eine Aufforderung zur Bearbeitung verstanden werden. Als psychoanalytische Behandlungstechnik benennt er bekanntlich die Trias von „Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten“ (Freud 1914/1979: 205). In den analytischen Kontext versetzt, wird jedes dieser Tätigkeitsworte zum Begriff und markiert eine spezielle Dynamik im psychischen Kräftefeld. Das Erinnern, kein harmloses freilich, muss der Verdrängung erst abgerungen werden. Dabei entwischt es gerne und liefert dann keinen Inhalt ab, sondern eine Wiederholung, eine Reinszenierung. Das Erinnern führt sich gewissermaßen auf und führt dabei etwas auf, d.h. es wird zum wiederholenden Agieren. Dieses aufgreifend besteht das Durcharbeiten im geduldischen Anarbeiten gegen den Widerstand, im Abarbeiten der Anlagerungen, die sich gegen eine Aufklärung von bislang nur unzureichend verstandenen Situationen stemmen.

Freilich muss man sprechen wollen, denn anders funktioniert die Kur nicht. Die Historikerin Ute Frevert (2018) hat im Zusammenhang von #metoo das aktive Schweigenbrechen der Frauen als zivilisatorisch bedeutsam bezeichnet. Es ist die Aufkündigung eines Schweigens, das sich historisch sehr lange auf Scham und Beschämung gestützt hat. Beschämung fungiert in der Weise, dass dort, wo Abscheu, Wut, Zorn und Empörung als Reaktion und Erwiderung erwartet werden müssten, sich eben nur Schweigen ausbreitet. Auf diese Weise kollaborieren Scham und Schweigen unfreiwillig mit der Dominanz, und nicht zuletzt wird so Mittäterschaft als ein verschwiegene Mittragen der Täterschaft zu einem integralen Bestandteil des Geschlechterverhältnisses. #Metoo stellt eine Aufkündigung der Kollaboration dar, der ‚Knebel der Loyalität‘ (B. Sichtermann) beginnt sich zu lösen.

Es war nicht zuletzt das Verdienst von Simone de Beauvoir, die Mechanismen und die Gründe des weiblichen *tacit consent*, der stillschweigenden Zustimmung, die die Beherrschten so fatal an ihre Herren bindet, ausführlich analysiert zu haben.

Angesichts des Symptoms #metoo und der Aufforderung zur Bearbeitung, die von ihm ausgeht, lässt sich die Frage stellen, ob die aktuelle Dethematisierung, also das theoretische Beschweigen des Geschlechterverhältnisses als eines der Ungleichheit – Ungleichheit nicht verstanden als asymmetrische Positionierung in Hinblick auf gesellschaftliche Güter und Chancen, sondern Ungleichheit im Sinne von Herrschaft und Subalternität – nicht eine Art von Vermeidungshandeln darstellt. Vermieden wird hier die Auseinandersetzung mit einem jahrhundertelangen Status der Inferiorität, vermieden werden auch die Gefühle von Kränkung, Wut und Empörung, die maßgeblich die Frauenbewegung befeuert haben und in ungefilterter Weise sich freilich in der Forschung nicht ziemen, aber die vollständige Abkehr vom Thema der Geschlechterherrschaft erscheint doch als eine Geste der Verwerfung des Status der kulturellen Entwertung der Frauen.

Und könnte es womöglich sein, dass dieses theoretische Wegsehen sich der Aufklärung von hartnäckigen Resten herrschaftsförmiger Geschlechterverstrickung entgegenstellt? Mit Bezug auf die analytische Behandlungstechnik läge dann die Aufforderung, die vom Symptom als Wiederholung ausgeht – und als symptomatisch kann das offensichtliche Herumspuken residualer Herrschaftsrechte in der Form von männlicher Verfügungsgewalt über Frauenkörper angesehen werden – im Erinnern und Durcharbeiten.

Diese Überlegungen lassen sich an die eingangs geäußerte Kritik an der Genderforschung zurückbinden: Gayle Rubin, auf die im Weiteren öfter Bezug genommen wird, hatte schon in den 1970ern aufgezeigt, dass der kulturelle Konstruktionsapparat der Heteronormativität eine doppelte Unterdrückung bewirkt. Er zwingt dazu, entweder heterosexuelle Frau oder heterosexueller Mann sein zu müssen, und er zwingt zudem die Frauen in eine subalterne Position gegenüber Männern. Mit der zunehmenden Verlagerung ihres Fokus auf den ersten Aspekt, die Heteronormativität, ist der Genderforschung der zweite, die Herrschaft von Männern über Frauen, tendenziell aus dem Blick geraten. Sie wird als faktisch überwunden angenommen oder ausgerufen, weil die Erinnerung an eine ehemalige Subalternität möglicherweise nur mehr beschämend wirkt, auf jeden Fall hinderlich im Zusammenhang von selbstbewusst vorgetragenen Gleichstellungsforderungen. Aber auch für die feministische Theorie gilt, insofern sie eine Arbeit an der Aufklärung des gesellschaftlichen Status von Frauen im Sinne einer Ermöglichung ihrer Befreiung aus bislang undurchschauten Verstrickungen darstellt: Erinnern und durcharbeiten!

Das soll im Weiteren auf zwei Ebenen geschehen: Zunächst mittels einer Relektüre der Texte der rechtsphilosophischen, geschlechtertheoretischen Tradition, die in Beziehung gesetzt wird zu frühen feministischen Theorien und ihren Erklärungsangeboten. Es gilt sich zu vergegenwärtigen, dass die klassischen Texte der Rechtsphilosophie, die das Geschlechterverhältnis durchweg auf eine feministisch völlig unverdächtige Weise behandeln, dessen herrschaftsförmige Natur unmissverständlich und definitorisch auf den Begriff gebracht haben. Mit Blick auf die Tradition scheint es, als ließen wir uns die Gegenwart oft zu nah auf den Leib rücken und vergessen „im Dampf des Zeitgeschehens“, die aktuellen Probleme zu historisieren, wo doch schließlich das „Fundament der kulturellen Grundausstattung“ (Hassauer 2009: 9) – resistent gegen grundsätzliche Umbauten – über Jahrtausende stabil geblieben ist. Um dieser historischen Rückbesinnung, die gleichwohl nach vorne zielen soll, den entsprechenden Richtungssinn zu verleihen, bietet sich das Konzept des Geschlechtervertrags an, und zwar zunächst eine Rekonstruktion des Geschlechtervertrags des modernen Neopatriarchats, und darüber hinaus stellt sich die Frage nach einem neuen postpatriarchalen Geschlechtervertrag.

## II. Dienstbarkeiten

„Die männliche Aggressivität erscheint nur innerhalb eines Systems, das geschlossen auf die Behauptung der männlichen Souveränität ausgerichtet ist, als ein lehnherrliches Privileg.“ (Beauvoir 2016: 895) Mit dieser Feststellung markiert Beauvoir den verborgenen Zusammenhang, der im Kontext von *#metoo* offengelegt wurde: Die männliche Aggressivität als ein lehnherrliches Privileg/*privilège seigneuriale* (Beauvoir 1973: 498). Aktuell ist viel von Ungleichzeitigkeiten in den Geschlechterverhältnissen die Rede. Dabei wird zu meist auf den Befund einer sogenannten rhetorischen Modernisierung bei gleichzeitiger Traditionsbeharrung in den Tiefenschichten der Geschlechterstereotype abgehoben. Es ist aber sehr bemerkenswert, dass die bürgerlichen Geschlechterverhältnisse in Gänze von Beginn an und in konstitutiver Weise ungleichzeitig waren. Denn die Struktur der bürgerlichen Geschlechterordnung steht „in glattem Widerspruch zur Struktur der bürgerlichen Gesellschaft“, insofern der Einfamilienhaushalt, der die Grundeinheit dieser Gesellschaft bildet, „eine patriarchalische Despotie und damit das verkleinerte Abbild der Gesellschaftsordnung“ ist, welche das Bürgertum gerade ablehnt und bekämpft: ein hierarchisches System persönlicher Abhängigkeiten (Hobsbawm 1978: 407). Nach der Beseitigung des politischen Patriarchats, also mit den bürgerlichen Revolutionen im 18. Jahrhundert, hatten sich bekanntlich die Söhne in der „Republik der Brüder ohne Schwestern“ (Frisse 2002: 276) das Privileg einer neopatriarchalen Hausherrschaft weiterhin eingeräumt.

Es ist dieser feudale, herrschaftliche, eben lehnherrliche Kern, der im Inneren der bürgerlichen Geschlechterverhältnisse steckt und der verkannt wird, wenn z.B. aktuell im Kontext der Care-Debatte von der Notwendigkeit eines neuen Geschlechtervertrags und der Neuverteilung der gesellschaftlich unverzichtbaren Arbeit die Rede ist. Sowohl der Begriff der Verteilung sowie der des Vertrages suggerieren eine Gleichrangigkeit von Verhandlungspartner\*innen, die sich grundsätzlich auf Augenhöhe begegnen und nun gewisse fällige Neujustierungen miteinander auszuhandeln haben. Ein solches Verhältnis hat aber zwischen den Geschlechtern zu keinem Zeitpunkt bestanden. Mit der Rede vom Geschlechtervertrag sind grundsätzlich das Konzept des Gesellschaftsvertrags und damit die Konzeptionen des neuzeitlichen Naturrechts aufgerufen. Die neuzeitlichen Vertragslehren treten mit dem emanzipatorischen Anspruch auf, die Grundlagen aller menschlichen Rechtsbeziehungen allein aus der Vernunft zu deduzieren. Dabei verbindet sich das Axiom der ursprünglichen Freiheit und Gleichheit aller Menschen mit dem rationalen Verfahren, die Rechte und Pflichten der Individuen vollständig und umfassend nach dem

Modell der vertraglichen Übereinkunft zu rekonstruieren. Der Gesellschaftsvertrag, den in diesem Narrativ die männlichen Hausvorstände – und eben gerade nicht ausnahmslos alle Individuen – miteinander schließen und welcher den Staat ins Leben ruft, dieser Gesellschaftsvertrag wird, wie Carole Pateman ausführlich gezeigt hat, von einem Geschlechtervertrag flankiert, unterfüttert und getragen. Dieser Geschlechtervertrag konkretisiert sich im Institut des Ehevertrags. Der Ehevertrag hat bis ins späte 20. Jahrhundert hinein, rechtsphilosophisch betrachtet, die Gestalt eines Unterwerfungsvertrags, er beinhaltet also die einseitige freie Einwilligung in die Aufgabe der rechtlichen Selbstständigkeit. Der Ehevertrag schreibt mithin den vollständigen Verzicht auf bürgerliche Rechte seitens der Frauen fest: Sie besitzen kein Recht auf Eigentum, keine Geschäftsfähigkeit und keine Deliktfähigkeit und ein in Hinblick auf die Reproduktion eingeschränktes Eigentum am eigenen Körper. Nun binden allerdings alle Rechtsphilosophien das Konzept des Bürgers an die rechtliche Selbstständigkeit: Bürger ist einer dadurch, dass er „*sein eigener Herr*“ (*sui juris*) sei, mithin irgendein *Eigentum* habe“ (Kant 1793/1968: 295), was bedeutet „seine Existenz und Erhaltung nicht der Willkür eines Anderen im Volke, sondern seinen eigenen Rechten und Kräften als Glied des gemeinen Wesens verdanken zu können...“ (Kant 1797/1968: 314).<sup>3</sup> So liest es sich bei Kant als einem Beispiel unter anderen. Wer indes der bürgerlichen Persönlichkeit entbehrt, dessen Existenz ist gleichsam nur Inhärenz, er oder sie ist jemand, die oder der einem anderen nur anhaftet, ihm gleichsam anhängt. Für die Ehefrauen gilt mithin, dass sie sich mit der Verehelichung als Rechtsperson aufgibt: „Sie hat aufgehört, das Leben eines Individuums zu führen“, so Fichte (1796/1979: 307) im Naturrecht, es „ist der Mann der Verwalter aller ihrer Rechte“ (*ibid.*: 341). Als unverheiratete „Jungfrau“ steht sie ohnehin unter der väterlichen Gewalt, allein als Witwe oder Unverheiratete eignet ihr eine gewisse Geschäftsfähigkeit. Das Eigentümliche der bürgerlichen Rechtsstellung der Ehefrauen liegt also darin, dass sie kein Vermögen und kein Recht an ihren Arbeitserträgen besitzen, aber vor allem auch kein Eigentum an der eigenen Person, d.h. kein Recht auf eine selbständige Existenz (vgl. Gerhard

3 Bei Kant erstreckt sich die Verfügung des Bürgers auf das eigene Vermögen, in der ursprünglichen Bestimmung bei Aristoteles ist der *polites* deshalb außerhalb des Hauses freier Bürger, weil er innerhalb des Hauses *despotes* ist, also über Sklaven verfügt: „Despotes und Polites zu sein, sind in ihrer Substanz und was die Bedingungen ihre Realisierung angeht, identische Bestimmungen“ (Bien 1973: 334). Nun wird bei Aristoteles die Stellung der Frau definitiv scharf von der des Sklaven geschieden, und Kant benennt konsequenterweise nur die Verfügung über sachliches Eigentum als bürgerliches Qualifikationskriterium. Dennoch lässt sich die Frage stellen, ob diese ursprüngliche Koppelung des Bürgerbegriffs an Verfügungsmacht über andere und anderes – wie z.B. Arbeitsvermögen, Körper und Eigentum der Frau – nicht doch bis ins 20. Jahrhundert in der bürgerlichen Kleinfamilie bestimmend bleibt.